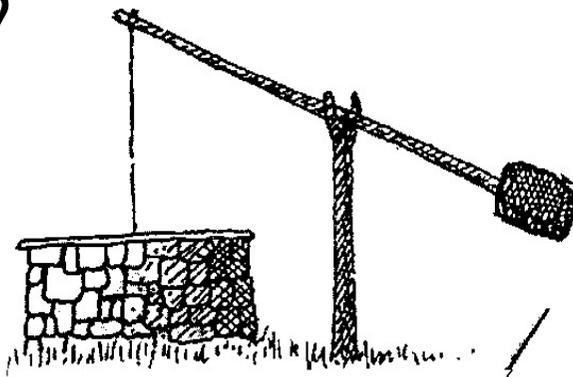


Evangelisch-reformierte Kirchengemeinde Bayreuth

Pfarrer Simon Froben

Erlanger Str. 29, 95444 Bayreuth

Brunnengeschichten



Diese Predigtreihe ist angeregt durch das 25jährige Jubiläum des Sozialpsychiatrischen Dienstes in Bayreuth im Oktober 2005. Die Predigten sind all denen zugedacht, die im „Brunnenhaus“ mitarbeiten und mitgestalten, die dort Halt und Hilfe finden, Gemeinschaft und Lebenskraft.



Normalerweise assoziieren wir mit einem Brunnen etwas Positives: Eine Quelle. Eine Erfrischung. Wasser! Aber gleich bei der ersten Brunnengeschichte werden wir deutlich daran erinnert, dass die ersten Brunnen, die in der Bibel erwähnt sind, die Brunnen sind, aus denen die zerstörerischen Wasser der Sintflut emporsteigen (1. Mose 7,11) – Brunnen des Verderbens. Der Brunnen, um den es in 1. Mose 37 geht, führt uns in eine Tiefe, in der Lebenskraft liegen kann, aber auch Verderben – der Brunnen der Vergangenheit.

Predigt über 1. Mose 37*

Predigttext 1. Mose 37*

Jakob hatte von allen seinen Söhnen den Joseph am liebsten, weil er ihm erst im Alter geboren worden war. Deshalb ließ er ihm ein prächtiges Gewand machen. Als seine Brüder sahen, dass der Vater ihn mehr liebte als sie alle, wurden sie so neidisch, dass sie kein freundliches Wort mehr mit Joseph redeten.

Außerdem hatte Joseph Träume. Als er diese Träume seinen Brüdern erzählte, wurden sie noch böser auf ihn.

Eines Tages, als die Brüder mit den Herden auf den Weiden waren, gab Jakob dem Joseph den Auftrag:

„Erkunde, wie es deinen Brüdern geht! Sieh zu, ob bei den Herden alles in Ordnung ist, und bring mir dann Bescheid!“

So schickte Jakob ihn aus ...

Die Brüder sahen Joseph schon von weitem. Während er sich näherte, fassten sie den Plan, ihn zu töten. Sie sagten zueinander: „Da kommt der Kerl, dem seine Träume zu Kopf gestiegen sind! Schlagen wir ihn doch tot und werfen ihn in die nächste Zisterne! Wir sagen einfach: Ein Raubtier hat ihn gefressen. Dann wir man schon sehen, was aus seinen Träumen wird!“

Ruben aber wollte Joseph retten, „Lasst ihn am Leben!“ sagte er. „Vergießt kein Blut! Werft ihn in die Zisterne



da drüben in der Steppe, aber tut ihm nichts zuleide.“ Er hatte die Absicht, Joseph heimlich herauszuziehen und zu seinem Vater zurückzubringen.

Als Joseph bei ihnen ankam, zogen sie ihm sein Prachtgewand aus, packten ihn und warfen ihn in die Zisterne. In der Zisterne war gerade kein Wasser. Dann setzten sie sich zum Essen. Auf einmal sahen sie eine Karawane mit ismaelitischen Kaufleuten aus der Richtung von Gilead herankommen. Die Ismaeliter waren auf dem Weg nach Ägypten; ihre Kamele waren mit den kostbaren Harzen ... beladen. Da sagte Juda zu seinen Brüdern: „Was nützt es uns, wenn wir unseren Bruder umbringen? Wir werden nur schwere Blutschuld auf uns laden. Lassen wir ihn leben und verkaufen ihn den Händlern; er ist doch unser Bruder!“ Die anderen waren einverstanden.

So verkauften sie Joseph für 20 Silberstücke an die Ismaeliter, die ihn nach Ägypten mitnahmen.

Liebe Gemeinde!

Die Söhne Jakobs sind in ihrem Leben viel herumgekommen. Noch im Kindesalter zogen sie mit Jakob vom Ostland nach Sichem in Kanaan, als Viehhirten kannten sie dann schon bald im weiten Umkreis des Landes die guten und die schlechten Weiden, und später dann, als Dürre und Hungersnot über das Land kamen, mussten sie mehrmals ins ferne Ägypten ziehen, denn dort waren die Kornspeicher voll – trotz der Dürre. Das lag daran, dass der ägyptische Pharao einen besonders klugen Haushalter hatte. Joseph war sein Name. Auch er ein Weitgereister. Auch er ein Sohn eben des schon genannten Jakob von Sichem. Ein Bruder also der anderen Söhne Jakobs sollte man meinen. Aber war er, der Joseph, das wirklich noch: Bruder? Oder war diese Bruderschaft erloschen, ausgetilgt aus dem Buch der Lebenszusammenhänge? Ausradiert durch die schändliche Tat der Jakobsöhne an ihrem Bruder Joseph, als sie ihn in die Zisterne, in den Brunnen warfen und als Sklaven nach Ägypten verkauften?

Diese Brunnengeschichte haben wir bereits als Lesung gehört.



Was mögen Sie wohl gedacht haben, die Söhne Jakobs, die Rubens und Issachars, Levis und Sebulons, wenn sie viele Jahre später an diesem Josephsbrunnen bei Dotan oder auch an anderen Brunnen vorbeizogen? Jahrelang haben sie ihre Tiere hier geweidet, sich selbst an den Brunnen und Zisternen des Landes mit frischem Wasser gelabt und dabei schon lange nicht mehr an das bittende Flehen und Klagen gedacht, dass da nach vollbrachter Tat aus dem Josephsbrunnen zu ihnen emporstiegen war. Aber nun, in der Not, als sie sich selbst als jammervolle Bittsteller auf den Weg ins ferne Ägypten machen mussten, da mögen sie sich wieder dieses Brunnens erinnert haben. Unwillig. Ein Klagen, ein Flehen aus der Vergangenheit, nicht unähnlich dem eigenen Jammer nun in der Hungersnot.

Was mögen Sie wohl gedacht haben, die Söhne Jakobs, die Simeons und Benjamins, die Gads und Naftalis, wenn dieses längst vergessene Flehen wieder in ihre Ohren stieg, wenn sie einen der Brunnen auf dem langen Weg nach Ägypten nur von Ferne sahen? Auch diese Brunnen waren nun, genau wie einst der Josephsbrunnen, ausgetrocknet und leer. So wiederholt sich die Geschichte.

Was also mögen Sie wohl gedacht haben, die Söhne Jakobs, die Judas, Dans und Assers? Jetzt, wo ihre Vergangenheit sie einholte, wo es aus den Tiefen ihrer eigenen Vergangenheit rumorte und polterte, das dem Betrachter nur Angst und Bange werden kann, jetzt wo das vermeintlich Vergangene, längst Abgeschlossene wieder emporkam mit dem Verwesungsgeruch des alten Neides, der gescheiterten Bruderliebe und –ja auch! –der Schuld?

Was mögen Sie wohl gedacht haben, die Söhne Jakobs? Die Antwort auf diese Frage ist überraschend kurz: Nichts! Sie haben schlichtweg nichts gedacht. Oder: Zumindest ist in der Bibel nichts überliefert. Da steht eben nicht – wie mancher es wohl erwartet hätte –, dass der Anblick von Brunnen den untreuen Brüdern zeitlebens oder doch zumindest jetzt, in der eigenen Not, im eigenen Flehen irgendein besonderes Unbehagen bereitet hätte. Ein Unbehagen, das noch über das Unbehagen hinausgeht, das sie natürlich in ihren leeren und



durstgequälten Mägen immer dann besonders deutlich spürten, wenn sie an so einem von der Dürre ausgetrockneten Brunnen vorbei kamen.

Nichts haben sie gedacht! Auch nicht, als sie Joseph, der seine einstigen Peiniger natürlich sofort wieder erkannt hat, direkt gegenüber standen, Auge in Auge. Noch nicht einmal erkannt haben sie ihn. So weit hatten sie das Geschehene verdrängt. Verbannt aus dem reichen Buch der Erinnerungen. Tabu war das. „Joseph? Wer ist Joseph?“

Liebe Gemeinde!

„Tief ist der Brunnen der Vergangenheit. Sollte man ihn nicht unergründlich nennen?“ Mit dieser kurzen Feststellung und mit dieser Frage beginnt der erste Teil von Thomas' Manns epochalem Roman „Joseph und seine Brüder“. „Tief ist der Brunnen der Vergangenheit. Sollte man ihn nicht unergründlich nennen? ... Da denn nun gerade geschieht es, dass, je tiefer man schürft, je weiter hinab in die Unterwelt des Vergangenen man dringt und tastet, die Anfangsgründe des Menschlichen, seiner Geschichte, seiner Gesittung, sich als gänzlich unerlotbar erweisen und vor unserem Senkblei, zu welcher abenteuerlichen Zeitenlänge wir seine Schnur auch abspulen, immer wieder und weiter ins Bodenlose zurückweichen.“

Thomas Mann hat natürlich nicht nur die Lebensgeschichte einer Generation – etwa die des Joseph und seiner Brüder – vor Augen. Er denkt und schreibt in Zeitaltern. In Äonen.

Aber so oder so: Worum es ihm geht und worum es auch in der Josephsgeschichte geht: Das ist das unverbrüchliche, aber auch undurchschaubare Miteinander von Vergangenheit und Zukunft, um die nicht auslotbaren Tiefen des Lebens. Wenn einen etwa die Vergangenheit wieder einholt. Das kann die eigene individuelle Vergangenheit sein, oder auch die familiäre, ethnische, kulturelle, nationale Vergangenheit. Wir schweben in unserem Leben, in dem, was wir als unsere Gegenwart wahrnehmen, eben nicht in einem luftleeren Raum ohne Bezüge. Vielmehr gibt es – zum Teil offen zu Tage tretend, zum Teil aber auch tief verborgen in schier unergründlicher Tiefe unseres Bewusstseins (und in heutiger Zeit mag man auch



noch dazusagen: unserer Gene) – enge Verknüpfungen, Prägungen, Abhängigkeiten, ja sogar Gefangenschaften.

So wie Joseph gefangen im Brunnen sitzt, weil seine jüngste Vergangenheit ihn, den Arglosen, der wirklich davon nichts ahnte, eingeholt hat: Der Neid der Brüder, die sich vom Vater zurückgesetzt fühlten. Weil es wirklich eine Affenliebe war, mit der Jakob den Joseph bedachte: Ein bunter schmuckvoller Rock für ihn, den Jüngsten, dem der Vater keine schweren Arbeiten zutrauen mochte. Joseph der Jüngste, das Nesthäkchen, wenn man so will – wer kennt das nicht?: Die Älteren müssen immer alles erarbeiten und die Jüngeren werden auf samtene Kissen durchs Leben getragen. Ein Klassiker unter den Familienzwisten. Da kann schon einmal Neid aufkommen.

Wenn ich gerade sagte: Joseph, der Jüngste, dann stimmt das nicht ganz: Einen jüngeren Bruder gibt es noch: Benjamin. Aber bei seiner Geburt ist Jakobs geliebte Frau Rahel gestorben und so wurde eben Joseph verhätschelt und bevorzugt – das sind die tieferen Zusammenhänge, die man von außen wohl sehen und wahrnehmen kann, die aber für Joseph selbst sicherlich unergründlich blieben – solange zumindest, bis sie ihn gefangen nahmen, tief unten im Brunnen.

Was mag Joseph sich wohl gedacht haben, dort unten in der Dunkelheit der Zisterne, in der die Fetzen seines neuen Rockes so gar nicht mehr bunt aufleuchten wollten? Ob er nun verstanden hat, warum er da unten saß? Ob er nun verstanden hat, welche Bürde ihm durch die Familienkonstellation als zweitjüngster, hemmungslos geliebter Sohn da auf die Schultern gelegt worden war? Und ob er nun verstanden hat, dass er in seinem bisherigen Leben zu sehr auf die Zukunft geschaut hatte? Das war ja eine besondere Gabe, die Gott ihm verliehen hatte – und wieder konnte er nichts dafür. Seine Träume, die ihm Einblicke in die Zukunft ermöglichten und die ihn schon damals sehen ließen – noch bevor ihn im Brunnen die eigene Herkunft, die eigene Vergangenheit in Form der sinnlosen Gewalt der neidvollen Brüder einholte – die Träume also, die ihn schon damals



voraussehen ließen, was viel, viel später in Ägypten passieren würde: Die Brüder neigen sich ehrfurchtsvoll als hungrige Bittsteller vor ihm nieder. Solche Träume hatte Joseph schon als zarter Jüngling, als er noch nicht viel vom Leben wusste. Wie naiv von ihm, mit diesen Träume ausgerechnet vor seinen Brüdern zu prahlen!

Was also mag Joseph sich gedacht haben in der Tiefe des Brunnens? Auch hier wissen wir nichts, können aber immerhin erahnen, dass dieses Brunnenerlebnis ein innerer Wendepunkt in seinem Leben werden sollte. Natürlich war das ein Wendepunkt: Mit einem Mal befand sich Joseph in der wohl undenkbar schlechtesten Lage: Gefangen und verraten von denen, denen er vertraut hatte, die er geliebt hatte. Mit einem Mal war er hilflos und einsam am tiefsten Grund des Lebens. Aber wir können erahnen, dass dieses Brunnenerlebnis auch ein guter, ja vielleicht sogar notwendiger Wendepunkt im Leben des Joseph war. Dass er gerade hier, am tiefsten Punkt seines Lebens, begann, auch die unergründlichen Gefilde des eigenen Lebens, der eigenen Herkunft und Vergangenheit, die schier unergründlichen Tiefen der eigenen Seele, der eigenen Gefühle zu verstehen. Solche Punkte im Leben gibt es. Und nicht selten sind gerade die Tiefen der beste Lehrmeister, die härtesten aber auch ertragreichsten Wendepunkte. Joseph z.B. lernt nun mit seinen Träumen in guter Weise umzugehen. Diese fast beängstigend zu nennende Fähigkeit des Vorhersehens zum eigenen Vorteil zu nutzen und zu dem anderer. Und Joseph lernt auch – oder zumindest: er beginnt zu lernen, denn noch hat er einen weiten Weg vor sich – Joseph lernt also auch, seine Brüder zu lieben. Richtig zu lieben. Nicht nur: Sich lieben zu lassen, den Brüdern vorzutanzten, vor ihnen zu glänzen. Mit Träumen und mit Kleidern. Das Nesthäkchen. Sondern auch selbst richtig zu lieben. Eine Liebe, die schon fast an Weisheit grenzt. Jahre später in Ägypten als er die Macht hat und seine Brüder sich vor ihm beugen, unwissend noch – sie erkennen ihn nicht -, denn sie haben den Brunnen mit seinem Geschrei aus der Tiefe aus ihrer Erinnerung gelöscht, haben verdrängt, was damals geschah, was sie fühlten, was



sie taten. Jahre später also kann Joseph verzeihen. Ja Joseph kann seine Brüder teilhaben lassen an dem eigenen Wachsen und Erkennen im Leben und das nicht als Rache, sondern in geschwisterlicher, bewahrter und mit der Lebenserfahrung auch gewachsener Liebe.

„Tief ist der Brunnen der Vergangenheit. Sollte man ihn nicht unergründlich nennen?“ Joseph hat die Tiefen seines eigenen Lebens, die Tiefen des eigenen Lebensbrunnens ausgelotet. Der vermeintliche versiegte verschüttete Brunnen bei Dotan, der Brunnen, der zunächst ein Gefängnis war, der Brunnen, der scheinbar kein Leben mehr in sich hatte, wird zum entscheidenden Wendepunkt im Leben Josephs. Für Joseph wird diese Brunnenerfahrung, dieses In-die-Tiefe-geworfen-Sein zur Quelle seines weiteren, nun neu beginnenden Lebens, Joseph der Sklave auf dem Weg in die Fremde. Sein Leben beginnt bei Null und hat nun doch nach dieser Brunnengeschichte noch so viel Reichtum für ihn parat.

Liebe Gemeinde!

Es ist eine Hoffnungsgeschichte: Auch Brunnen, die versiegt scheinen, können uns zum Lebensquell werden.

Auch Gefangenschaften können Befreiung sein. Auch die Vergangenheit, die Prägung, die Herkunft, die Abhängigkeit, ja die Fehler, die wir haben und gemacht haben, können sich zum Guten wenden, können zum Guten gewendet werden. Wohlgemerkt: Es bleibt eine schmerzvolle Erfahrung, die Joseph hier macht, das darf nicht verschwiegen oder vergessen werden: Verraten und verkauft von den eigenen Brüdern. Wirklich in die Tiefe gestoßen. Hier unten ist das Leben dunkel und kühl, und man fragt sich: Gibt es dort oben Wärme? Gibt es dort oben wirklich noch Licht? Oder scheint die Sonne nur für die anderen? Und Joseph sitzt nackt in diesem Brunnen – im wahrsten Sinne des Wortes von seinen Brüdern „entwürdigt“! Er sieht sein Leben bloßgestellt in schamvoller Nacktheit. Hier unten ist sein Leben nun aller Verschönerung und Beschönigung entkleidet. Eben so wie Joseph von seinen Brüdern entkleidet wurde.



Liebe Gemeinde!

Es gibt in unserem Leben solche und solche Brunnen: Es gibt Brunnen, da müssen wir nur herantreten und können frisches Wasser schöpfen. Es gibt aber auch Brunnen, die sind bedrohlich: Schon wenn wir nur an ihrem Brunnenrand stehen, haben wir ein mulmiges Gefühl. Wir beugen uns über den Brunnenrand und sehen hinab in dunkle Tiefe, wir spüren die Kühle, wir sehen ins Nichts. Schwindelerregend! Es ist, als hätte diese Tiefe eine eigene Anziehungskraft. Bedrohlich! Wie leicht kann ich das Gleichgewicht verlieren und hinabstürzen! Also schnell wieder einen Schritt zurück. Mit pochendem Herzen. Wie schnell ist man doch in so einen Brunnen gefallen! Jede und jeder!

Ja, ich denke, jede und jeder kennt solche Josephsbrunnen: Viele haben schon an ihrem Rand gestanden, fröstelnd von der Kühle, die da aufsteigt, schwankend ob der Schwindel erregenden Tiefe. Und manch einer ist auch schon hineingestürzt in diese Tiefe eines solchen Josephsbrunnens. Wo dann die eigene Vergangenheit wartet, aber auch die Zukunft – das Leben in seiner unbegreiflichen Ganzheit und Tiefe. Das Leben erscheint hier nackt und bloß und doch unerforschlich. Dunkel ist es am Grunde dieses Brunnens und einsam.

Trauer, Krankheit, psychische Belastungen, Familienzwise, gescheiterte Ehen. Nicht mehr mithalten können im Leben, auf der Arbeit. Sich überfordert fühlen. All das und vieles andere mehr lässt uns nur einen kleinen Blick werfen über den Brunnenrand in diese unergründliche Tiefe. Ängste und Sorgen, Depressionen und Zwänge, Abhängigkeiten, um die wir vielleicht noch gar nicht einmal wissen müssen, die Josephsbrunnen unseres Lebens tragen die unterschiedlichsten Namen. Noch am Mittwoch haben wir im Literaturkreis über ein Buch von Ulla Hahn gesprochen (Ulla Hahn, Unschärfe Bilder), in dem eine Frau und ihr Vater mit einem Mal am Rande eben einem solchen Josephsbrunnens stehen: Weil sie, die Tochter, ihn, den Vater, meinte erkannt zu haben – auf Fotos der Wehrmachtsausstellung. Als deutschen Soldaten mit



Stahlhelm, das Gewehr im Anschlag bei der Erschießung von Zivilisten. Der Brunnendeckel ist geöffnet, die Geschichten der Vergangenheit steigen empor – unscharfe Bilder, Geister, Dämonen. Nackt und bloß.

Die Josephsbrunnen unseres Lebens tragen wirklich die unterschiedlichsten Namen, und alle sind auf ihre je eigene Weise bedrohlich. Man wird hineingezogen wie in einen Strudel, der in die Tiefe des eigenen Seins, der eigenen Vergangenheit, des eigenen Bewusstseins führt.

Eben davon erzählt uns die Josephsgeschichte. In aller Offenheit und auch Bedrohlichkeit. Und doch: Es ist ohne Zweifel ein Hoffnungsgeschichte: Weil dieser Brunnen, diese Tiefe für Joseph zum Wendepunkt wird im Leben. Weil er es schafft, seine Erfahrungen, seine Erkenntnisse in seinem Leben zu nutzen, sie fruchtbar zu machen. Joseph ist immer noch Joseph und doch ist er ein anderer Mensch. Der junge Joseph im bunten Rock und der alte Joseph als Herr über das Korn in Ägypten. Seine Brunnenerfahrung hat ihn die Lebensquellen finden lassen. Seine Brunnenerfahrung hat ihn gelehrt auch in Dürrezeiten überleben zu können. Ja, hier kann er jetzt sogar anderen, seinen eigenen Brüdern, helfen, das Leben retten. Sie endlich richtig lieben.

Joseph ist nun ein Mann, der um seine Fehler und Unzulänglichkeiten weiß. Ein Mensch, der die Angst kennen gelernt hat und die Dunkelheit und die Tiefe. Ein Mensch, der auch Dinge in seinem Leben erkannt hat, für die er selbst nichts konnte, die ihm sozusagen auferlegt waren – ja, es kann auch schwierig sein, der Jüngste, der Geliebte, zu sein. Und der all das in seiner Unerforschlichkeit gesehen und damit ins Leben zurückgefunden hat. Der Brunnen von Dotan hat ihn gestärkt. Der Brunnen von Dotan ist ihm in all seiner unerforschlichen Tiefe zum Lebensbrunnen geworden.

Amen!



„Und Jesus trat herzu und sprach zu ihnen: `Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.

Darum gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker und taufet sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt.'“ (Matthäus 28,18-20)

Predigt über 2. Mose 17,1-7

In der ersten Brunnenpredigt haben wir noch über den ausgetrockneten Josephsbrunnen mit seinen dunklen und unerforschlichen Tiefen nachgedacht und sind dabei auch auf die unauslotbaren Tiefen der menschlichen Geschichte und unseres menschlichen Lebens und Bewusstseins gestoßen.

Dieser Josephsbrunnen war ein Brunnen, mit dem wir im Leben immer wieder konfrontiert werden. Ganz unterschiedliche Erlebnisse im Leben können uns ganz unversehens an den Rand dieses Brunnens führen und dann, ja dann haben wir uns mit diesem bedrohlichen Schlund vor uns auseinander zu setzen – mit der eigenen Geschichte, mit dem eigenen Leben, mit den eigenen Schwächen und Fehlern. Wer davor fliehen will, wird sich irgendwann nicht nur am Rand, sondern am Grunde dieses Josephsbrunnens wiederfinden. Es ist ein Brunnen, an dem wir alle einmal stehen. Und ihn ertragreich zu machen, das ist mit Gottes Hilfe und mit der Hilfe auch anderer Menschen unsere Aufgabe.

Der Brunnen, um den es heute geht, ist ganz anders. Es ist ein Brunnen, den man suchen muss. Lange suchen muss. Für manchen Menschen bleibt die Suche nach diesem Brunnen vergeblich. Das Leben bleibt Wüste. Dieser Brunnen heute, der Mosebrunnen, hat offenbar keine Tiefen, er scheint nicht bedrohlich. Bedrohlich ist allein, ihn nicht zu finden und zu verdursten.



Predigttext 2. Mose 17,1-7:

Und die ganze Gemeinde der Israeliten zog aus der Wüste Sin weiter ihre Tagesreisen, wie ihnen der HERR befahl, und sie lagerten sich in Refidim. Da hatte das Volk kein Wasser zu trinken. Und sie haderten mit Mose und sprachen: „Gib uns Wasser, dass wir trinken.“ Mose sprach zu ihnen: „Was hadert ihr mit mir? Warum versucht ihr den HERRN?“ Als aber das Volk nach Wasser düstete, murrten sie wider Mose und sprachen: „Warum hast du uns aus Ägypten ziehen lassen, dass du uns, unsere Kinder und unser Vieh vor Durst sterben lässt?“ Mose schrie zum HERRN und sprach: „Was soll ich mit dem Volk tun? Es fehlt nicht viel, so werden sie mich noch steinigen.“ Der HERR sprach zu ihm: „Tritt hin vor das Volk und nimm einige von den Ältesten Israels mit dir und nimm deinen Stab in deine Hand, mit dem du den Nil schlugst, und geh hin. Siehe, ich will dort vor dir stehen auf dem Fels am Horeb. Da sollst du an den Fels schlagen, so wird Wasser herauslaufen, dass das Volk trinke.“

Und Mose tat so vor den Augen der Ältesten von Israel. Da nannte er den Ort `Massa und Meriba`, weil die Israeliten dort gehadert und den HERRN versucht und gesagt hatten: „Ist der HERR unter uns oder nicht?“

Liebe Gemeinde!

Das also ist das Bild, das wir heute sehen: Das Volk Israel durstet in der Wüste. Und dann findet Mose Wasser mitten in dieser Wüste. Frisches Wasser, das dem Felsen entspringt, Quellwasser. Und dabei hätte es – so sollte man meinen – für die durstigen Israeliten doch wohl auch schon ein altes Brunnenloch mit trübem, schlackigen Wasser getan – was kann man in der Wüste schon mehr erwarten?

Hier also: Frisch quellendes Wasser mitten in der Wüste. Gibt es ein schöneres Bild für das Leben? Ein Freudenort ist das. Ich stelle mir vor, wie die Israeliten auf diese Quelle zulaufen, wie sie das frische Wasser genießen. Wie die Angst vor dem Verdursten von ihnen weicht und sie befreit und fröhlich sind.



Dieser Brunnen in der Wüste ist ein Ort des Tanzens und des Feierns. Die Lieder, die hier erklingen, öffnen einem das Herz und lassen einen unwillkürlich lachen und fröhlich sein.

Das alles sollte man meinen. Aber zumindest für den biblischen Erzähler steht das offenbar nicht im Vordergrund. Kein Wort über eine solche Freude der Israeliten, dafür gleich mehrere Sätze über ihren Hader und ihr Gezänk der Israeliten. „Eine undankbare Bagage ist das!“ – das scheint uns der Erzähler sagen zu wollen. Und in die Erinnerung des Volkes Israel geht diese wundersame Quelle frischen Wassers mitten in der Wüste ein als der Ort „Massa und Meriba“, Ort des Verzagens und Streitens, „Massa und Meriba“, Ort des Verzweifeln und Zankens, „Massa und Meriba“, Ort der Versuchung und des Haderns, weil die Israeliten hier gefragt hatten – und es war wohl eine rhetorische Frage, jeder ernsthaft durstende Israelit hätte aus der Sicht des Erzählers mit „Nein“ geantwortet –: „Ist der Herr unter uns oder nicht?“.

Mitten diesem Satz, liebe Gemeinde, endet diese Brunnengeschichte. Ein wirklich erstaunlicher Satz. Wir hätten wohl eher einen Satz über die Freude und die Dankbarkeit der Israeliten erwartet – stattdessen zitiert der Erzähler noch einmal diesen Satz des Zweifeln und des Haderns des Volkes Israel. Es lohnt sich, diesen Satz etwas genauer zu betrachten: „Ist der Herr unter uns oder nicht?“, so übersetzt es Martin Luther. Das klingt kurz und fast lapidar. Im Hebräischen ist das hingegen recht umständlich und durchaus gewichtig formuliert: „Gibt es ein Vorhandensein des Herrn in unserer Mitte...“ – genauer müsste man sagen: „... in unserem Innersten ...“ – medizinisch wären das die Eingeweide, der Magen, auch der Mutterleib – also das Zentrum unseres Lebens und Fühlens. Gibt es also dort ein Vorhandensein des Herrn „... oder ist da Nichts?“ Also wirklich: „Nichts“, das Nichtiges. Im Hebräischen steht hier das Wort „Ajin“, das „Nichts“. Es ist das letzte Wort unserer Erzählung – „Ajin“. Ich kann ihnen nun leider den kehligen Knacklaut beim Wortansatz nicht vormachen, durch den dieses letzte Wort der Erzählung „Ajin“, das „Nichts“, sich

unterscheidet von dem Wort „Ajin“, das so viel bedeutet wie das „Auge“ oder auch die „Quelle“. Mit diesem zweiten Wort „Ajin“ wurden noch wenige Verse zuvor die 12 lebendigen Wasserquellen von Elim bezeichnet im Gegensatz zu den bitteren und verdorbenen Wassern von Mara (2. Mose 15,27). Für die hebräisch-sprachigen Hörer endet diese Erzählung also mit einem Wortspiel: Gibt es dort, in unserem Innersten, „Ajin“? –Nichts? Oder gibt es dort „Ajin“ –eine Quelle, einen Ursprung? Und wenn wir das so fragen, wenn wir das so hören, rücken wir auch schon selbst an die Stelle der Israeliten. Das hat der Erzähler ganz geschickt gemacht uns nun am Ende seiner Erzählung mit dieser Frage allein zu lassen: Gibt es in unserem Innersten, im Zentrum unseres Lebens auch wirklich Leben? Eine Quelle, einen Lebensbrunnen? Spüren wir Gott in unserer Mitte, an unserer Seite?

Mit dieser Frage, liebe Gemeinde, sind wir nun doch ganz unversehens wieder in einer Tiefe gelandet, die fast an den Josephsbrunnen erinnert. Und wieder ist es die eigene Tiefe, das eigene Innerste, das eigene Erleben. Findet sich dort eine Quelle, ein Lebensbrunnen? „Ist der Herr unter uns oder nicht?“, wie Luther es sagt.

Wüstenerfahrungen, liebe Gemeinde, hat wohl jede und jeder von uns schon einmal gemacht. Durststrecken in der Partnerschaft oder bei der Arbeit. Erkrankungen, Trauer, Ängste und Sorgen – jede Wüste hat ihren eigenen Namen und ihre eigenen Plagen. Es gibt tausende unterschiedliche Arten zu verdursten. Und wie gut tut es, in einer solchen Wüste eine Quelle zu finden: Lebenskraft. Lebenslust. Ein Ort, die eigenen Reserven wieder aufzufrischen und dann geht es weiter, dann muss es weitergehen und vielleicht, hoffentlich findet man so gestärkt ja den Weg hinaus. Hinaus aus der Ödnis der Wüste, hinein in das Gelobte Land, hinein in die Heimat, wo man die Brunnen kennt, wo man ungehinderten Zugang hat zu den Quellen des Lebens.

Die Geschichte vom Mosebrunnen ist eine Beispielgeschichte. Es geht ihr weniger um den Bericht eines Geschehens: „Dann



und dann haben die Israeliten in der Wüste gedurstet und dort und dort einen Brunnen gefunden“, sondern es geht bei dieser Geschichte von vornherein darum, dass wir sie auf unser eigenes Leben beziehen: „Ist der Herr unter uns oder nicht?“ – diese Frage stellt der Erzähler am Ende und diese Frage hallt durch den Raum der Geschichte hin zu uns: „Ist der Herr unter uns oder nicht?“.

Es geht nun nicht darum, dass wir diese Frage beantworten müssten. So, als wäre der Erzähler selbst unsicher gewesen: „Ist der Herr nun unter uns oder nicht?“ Nein, es geht darum, dass der Erzähler uns hier zeigt und sagen will: „Ich kenne diese eure Frage, diese Wüstenfrage: ‚Haben wir Hilfe? Finden wir eine neue Lebensquelle? Gibt es in dieser Wüste, in der wir stehen, überhaupt frisches Wasser?‘“ „Ja“, sagt der Erzähler, „ich kenne diese Frage – zur Genüge“. Und ein zweites „Ja“ sagt der Erzähler: „Es gibt Wasser in dieser Wüste! Frisches quellendes Wasser!“

Es ist nun bemerkenswert und, wie ich denke, durchaus von Bedeutung, dass der Erzähler sich nicht lange damit aufhält, diese Quelle oder das vermeintliche Wunder zu beschreiben, durch das die Quelle entstanden ist: Genau genommen steht nach den Anweisungen Gottes an Mose nur: „Und Mose tat so“ – drei kurze Worte nur im Hebräischen – und einschränkend wird dann sogar noch hinzugefügt: „vor den Augen der Ältesten von Israel“ – die große Mehrheit des Volkes hat das Ganze also gar nicht mit anschauen, mit erleben dürfen.

Der Mosebrunnen, der Brunnen des Lebens in der Wüste ist ein verborgener Brunnen. Verborgener, weil er natürlich schwer zu finden ist: Ein kleiner Brunnen irgendwo in der Wüste. Wo soll man ihn suchen? Wo genau soll man nach ihm graben? Verborgener ist er aber selbst für die meisten, die doch von seinem frischen Wasser trinken: Das Volk Israel, das murt und hadert. Es ist eine interessante Frage, ob die mit ihrem Schicksal hadernden Israeliten überhaupt mitbekommen haben, dass da ein Brunnen war. Der Erzähler der Geschichte setzt unserer Fantasie keine Grenzen, er lässt ihr freien Lauf. Wie

der durchschnittliche, moseerende Wüstenisraelit – böse Zungen könnten gar behaupten, er sei das Abbild des modernen Menschen – da in der Wüste steht und lamentiert: „Mose hier, Mose da. Ich habe nichts zu essen. Das Essen schmeckt mir nicht. Nun komm, Mose, sieh zu, ich habe Durst! Tu doch was! Wann sind wir denn endlich da?“ Und da steht er dieser Wüstenisraelit, und ein Nachbar gibt ihm eine Schale mit frischem Quellwasser, er trinkt, er reicht die Schale weiter und denkt bei sich: „Na wenigstens etwas!“ Ob er sich wohl Gedanken gemacht hat, wo dieses Wasser herkam?

Der Mosebrunnen ist ein verborgener Brunnen. Im Nachhinein, nach dem Durchqueren der Wüste, sehen wir unseren Israeliten dann zufrieden an einem Wasserloch sitzend, und da mag er sich im Erzählen der alten Geschichten, der Abenteuer seines Lebens auf einmal gewahr werden: „Also damals in der Wüste, wenn ich’s recht bedenke, ja ganz sicher: Da muss ein Brunnen gewesen sein. Irgendwo da draußen in der Wüste bei Mara und bei Meriba, beim Zweifeln und beim Hadern.“ Und jetzt, wo er im Nachhinein diesen seinen Lebensbrunnen erkannt hat, spricht er bei sich ein Dankgebet an Gott.

Und während er noch Gott dankt, fängt sein Nachbar aufs Neue an zu lamentieren: „War das Wasser damals in der Wüste nicht viel frischer und erquicklicher als das trübe Wasser hier an diesem stinkenden Wasserloch, an das uns Mose geführt hat?“

Liebe Gemeinde!

Zum Abschluss ein paar Wünsche:

Ich wünsche uns, dass wir die Lebensquellen, die Mosebrunnen unseres Lebens, erkennen. Im Nachhinein, aber vielleicht das eine oder andere Mal auch direkt: Wenn wir in so einer Lebenswüste auf so eine Quelle treffen und ihr erfrischendes Quellwasser dann richtig genießen können.

Ich wünsche uns, dass wir gerade in Wüstenzeiten nicht hadern und zweifeln, nicht zaudern und zagen, sondern gerade dann, wenn es Not tut, Gott in uns spüren, Gott bei uns, an unserer Seite. Dass wir dann Lebenskraft in unserem Inneren haben, Stärke und Freude, Fröhlichkeit und Dankbarkeit.



Das wünsche ich uns und bin dabei gewiss, dass dieser Lebensquell, dieser Mosebrunnen, auch wirklich da ist, in uns und für uns! Und so schließe ich mit einem Zitat von Antoine de Saint Exupéry aus seinem Buch „Der Kleine Prinz“: „Es macht die Wüste schön, dass sie irgendwo einen Brunnen birgt“.

Der Brunnen der Gemeinschaft (12. März 2006)

„Da machte sich Jakob auf den Weg und ging in das Land, das im Osten liegt, und sah sich um, und siehe, da war ein Brunnen auf dem Felde; und siehe, drei Herden Schafe lagen dabei, denn von dem Brunnen pflegten sie die Herden zu tränken. Und ein großer Stein lag vor dem Loch des Brunnens. Und sie pflegten die Herden alle dort zu versammeln und den Stein von dem Brunnenloch zu wälzen und die Schafe zu tränken und taten alsdann den Stein wieder vor das Loch an seine Stelle. Und Jakob sprach zu ihnen: `Liebe Brüder, wo seid ihr her?` Sie antworteten: `Wir sind von Haran.` Er sprach zu ihnen: `Kennt ihr auch Laban, den Sohn Nahors?` Sie antworteten: `Ja, wir kennen ihn.` Er sprach: `Geht es ihm auch gut?` Sie antworteten: `Es geht ihm gut; und siehe, da kommt seine Tochter Rahel mit den Schafen.`

Als Jakob aber Rahel sah, die Tochter Labans, des Bruders seiner Mutter, und die Schafe Labans, des Bruders seiner Mutter, trat er hinzu und wälzte den Stein von dem Loch des Brunnens und tränkte die Schafe Labans, des Bruders seiner Mutter. Und er küsste Rahel und weinte laut.“ (1. Mose 29,1-6.10-11)

Predigt über Johannes 4,5-14

Liebe Gemeinde!

Wer hätte gedacht, dass das Leben Jakobs tatsächlich noch so segensreich werden würde? Natürlich gab es da die Verheißung Gottes an ihn: „Das Land, auf dem du liegst, soll dir gehören. Es soll deine Heimat sein und Heimat werden für die Deinen, die sich wie Staub in alle Richtungen und Ritzen der



Erde ausbreiten und mehren werden. Ja, in dir sollen alle Geschlechter der Erde gesegnet werden! Und ich werde mit dir sein, wo immer du gehst und stehst“ (vgl. 1. Mose 28,13-15). Natürlich gab es diese Verheißung Gottes an Jakob. Aber wie schnell verblasen solche Worte in unserem menschlichen Alltag! – „Ich wäre ja schon mit einem kleinen Zipfel dieses erträumten Glückes zufrieden!“ Wie schnell verlieren solche Segensworte ihre Glaubwürdigkeit in der Not! – „War doch alles nur ein Traum!“ Wie schnell geraten sie in Vergessenheit! – „War da etwas?“ Sind denn wir uns zu jeder Zeit unseres Lebens bewusst, dass auch über unserem Leben tatsächlich der Stern der göttlichen Gnade steht? Und Jakob: Hatte er nicht auch allen Grund, dieser Verheißung zu misstrauen? Sah es in seinem Leben nicht so viele Jahre ganz anders aus? Fluch statt Segen. Flucht statt Heimat. Arbeit und Mühe statt Liebe und Geborgenheit.

Nun gibt es auch im Leben des Jakob Momente, da er sich der ihm gegebenen Verheißung wieder erinnern kann. Es gibt Orte im Leben des Jakob, an denen die Erfüllung des ihm versprochenen Segens für ihn tatsächlich konkret und sichtbar wurde. Brunnenorte – im übertragenen wie im wörtlichen Sinn: Der Brunnen etwa, an dem Jakob das erste Mal Rahel erblickte und ihr Anblick raubte ihm schlichtweg den Atem. Das ist Segen! Wir haben davon in der Lesung gehört (vgl. 1. Mose 29). Oder der Brunnen, zu dem Jakob die Schafe und Ziegen seines Onkels Laban, Rahels Vaters, führte und an dessen „Tränkrinnen“ er seinen eigenen Reichtum listig ergaunerte. An diesem Brunnen wurde Jakob zum reichen Mann (vgl. 1. Mose 30). Oder auch der Brunnen, der später der „Jakobsbrunnen“ heißen sollte und um den es im heutigen Predigttext geht: Der Brunnen, den Jakob erworben hatte, nachdem er endlich mit seiner geliebten Rahel und außerdem noch mit einigen anderen Frauen und vielen Kindern – so lebte man damals als reicher, angesehener Mann – in die ersehnte Heimat, in das gelobte Land Kanaan, zurückgekehrt war. Hier baute er einen Altar und dankte Gott für die erhaltenen Segensgaben, seinen Frauen, seine Kinder, seinen Reichtum

und natürlich auch für die Möglichkeit der Rückkehr in die verheißene Heimat – die Versöhnung mit dem Bruder Esau (vgl. 1. Mose 33,19-20). Eben dieser Jakobsbrunnen sollte in späteren Zeiten ein wichtiger Ort werden. Im Herzen Israels gelegen kreuzten sich hier die Wege von Norden nach Süden und von Osten nach Westen. Durchreisende und Händler legten an diesem Brunnen eine Rast ein und frischten ihre Vorräte auf. Man traf sich, tauschte Neuigkeiten aus und sicherlich kam an diesem Brunnen auch der eine oder andere Handel zustande. Menschen siedelten sich an, die von dem bunten Treiben angezogen wurden und die davon profitieren konnten. An diesem Brunnen, dem Jakobsbrunnen, war eigentlich immer was los, an jedem Tag, zu jeder Tageszeit, besonders natürlich in der Mittagshitze, wenn nicht an eine Weiterreise zu denken war. Dieser Jakobsbrunnen ist ein imposantes Bauwerk, das übrigens auch heute noch bewundert werden kann: Zweieinhalb Meter breit ist der Schacht, der bis in 32 Meter Tiefe in den Fels getrieben ist. Diese mühevollen Arbeit hat sich gelohnt, denn am Grunde des Jakobsbrunnens sprudelt frisches Quellwasser, das mittels einer besonderen Schöpftechnik emporgeholt werden kann. Der Jakobsbrunnen hat Geschichte gemacht. Sogar die Gebeine Josephs sollen hier begraben liegen (vgl. Josua 24,32). Das klingt ganz passend: Joseph, der selbst einst am Grunde eines Brunnens gefangen saß und den Weg zurück an die Oberfläche des Lebens gefunden hat, liegt nun also begraben direkt an diesem Jakobsbrunnen. Er symbolisiert das Leben selbst und den Segen wie kaum ein anderer Ort, da es hier frisches Quellwasser gibt, und weil hier Menschen unterschiedlichster Herkunft und Zielsetzung so zusammenkommen, dass es ein buntes Treiben und eine wahre Freude ist. Leben als eine Gemeinschaft, wo erschöpfte Ruhe finden und gestärkt werden und wo nicht gefragt wird: „Wer bist du? Was glaubst du? Welche Hautfarbe hast du? Was hast du erreicht in deinem Leben?“ Dieser Brunnen ist wirklich für alle da!



An eben diesem Jakobsbrunnen trägt sich also die Begebenheit zu, von der der heutige Predigttext erzählt. Und wenn ich bislang so viel über Jakob und die Brunnen seines Lebens, vor allem den Jakobsbrunnen, erzählt habe, so deshalb, weil es schon verwunderlich ist, was wir nun zu hören bekommen. Wie sich doch die Zeiten ändern ...

Ich lese den Predigttext aus Johannes 4,5-14:

„Dann kam Jesus nach Sychar, einem samarischen Dorf, das nicht weit von dem Stück Land entfernt lag, das Jakob seinem Sohn Joseph vermacht hatte. Dort war ein Brunnen, der Jakobsbrunnen, an den sich Jesus setzte, ermüdet von der langen Wanderung. Es war gegen zwölf Uhr mittags. Da kam eine samarische Frau zum Wasserschöpfen. Jesus sagte zu ihr: „Hast du auch etwas zu trinken für mich?“ Denn seine Jünger waren ins Dorf gegangen, um etwas zu essen zu kaufen. Die samarische Frau sagte: „Wie kannst Du als Jude mich, die Samaritanerin, um etwas zu trinken bitten?“ (Die Juden halten sich nämlich von Samaritanern fern) Jesus antwortete ihr: „Wenn du wüsstest, was Gott gibt und wer ich bin, dann hättest du mich um frisches Wasser gebeten und ich hätte es dir gereicht.“ Die Frau entgegnete: „Herr, du hast kein Schöpfgefäß, und der Brunnen ist tief. Woher willst du das frische Wasser nehmen? Kannst du etwa mehr als Jakob, unser Vater? Er hat uns nämlich diesen Brunnen geschenkt und selbst daraus getrunken, wie auch seine Kinder und seine Herde.“ Jesus erwiderte: „Jeder, der von diesem Wasser trinkt, wird danach wieder Durst bekommen. Wer aber von dem Wasser trinkt, das ich ihm gebe, der wird nie mehr Durst haben. Vielmehr wird das Wasser, das ich ihm gebe, in ihm selbst zu einer Quelle werden, die bis ins ewige Leben sprudelt.“

Soweit, liebe Gemeinde, unser heutiger Predigttext. Die Geschichte geht noch weiter – auch spannend und interessant. Ich werde darauf auch noch eingehen – aber der Text ist einfach zu lang, um ihn ganz vorzulesen und zu behandeln.



Jesus also am Brunnen bei Sychar, am Jakobsbrunnen. Jesus auf der Reise von Judäa im Süden nach Galiläa im Norden. Er hat mit seinen Jüngern den direkten Weg genommen, den schnellsten, den unbeschwerlichsten. Und doch reist die Jesusgruppe in dieser Gegend allein. Kein weiterer Reisender ist da, der hier in der Mittagshitze rastet. Und schon seit Stunden sind die einzigen Menschen, die sie sehen, Einheimische. Das ist normal geworden auf diesem Weg. Und auch am Jakobsbrunnen selbst, wo einstmals das Leben pulsierte, ist niemand mehr – keine Durchreisenden und keine Händler – Jesus muss seine Jünger extra nach Sychar in den Ort schicken, damit sie einkaufen können. Und er selbst bleibt allein zurück.

So ändern sich die Zeiten: Waren es früher gerade die Mittagsstunden, wo der Brunnen belebt und bevölkert war, so ist der Brunnen nun, wo keine Reisenden mehr kommen, gerade zur Mittagszeit wie ausgestorben. Die Leute bleiben in ihren kühlen Häusern, das Wasser haben sie bereits in der Morgenkühle geschöpft.

Liebe Gemeinde!

Der zur Mittagszeit verlassene Jakobsbrunnen ist ein treffendes Symbol für den Niedergang des ganzen Ortes, ja der ganzen Gegend, die einst ein pulsierendes Zentrum war. Aber das ist lange her. Für den Erzähler dieser Geschichte, für den Evangelisten Johannes, symbolisiert der Brunnen sogar noch mehr: Auch Menschen können so auf den Hund kommen wie dieser Ort. Auch Menschen, die einst mit beiden Füßen fest im Leben standen, Menschen mit Lebenslust, Lebenskraft, Lebensfreude, Menschen die – bildlich gesprochen – angeschlossen waren an die Verkehrs- und Reisewege des Lebens, die in festen Beziehungen standen – Familie, Freunde, Nachbarn – auch solche Menschen können ins Abseits geraten. Verlassen werden. Einsam sein. So ändern sich die Zeiten. So können sich die Zeiten ändern. Jeden und jede kann das treffen, dass die eigenen vermeintlichen Sicherheiten hohl sind, das eigene Bezugssystem zusammenbricht. Die Gründe



dafür sind so vielfältig wie das Leben selbst: Krankheit oder Alter, ein Fehler, den man selbst gemacht hat oder auch jemand anders. Oft genug muss man einfach sagen: Das Leben nimmt seinen Lauf, hat seinen Lauf genommen – in die eine oder in die andere Richtung. Und man selbst steht plötzlich allein da. Hat nicht mehr Anteil am Leben der anderen. Ist einsam, wird gemieden, kann nicht mehr mithalten. Das Leben in der Sackgasse, auf dem Abstellgleis, in der Wüste – wo immer sie wollen. Den Erfahrungen sind keine Grenzen gesetzt.

Das alles symbolisiert dieser Ort, an dem Jesus in der Mittagshitze einsam sitzt, und es ist eine beabsichtigte Widersinnigkeit, dass eben dieser Ort im Herzen Israels ein Brunnen ist. Ja, nicht ein irgendein Brunnen, sondern: Der Jakobsbrunnen. Das kann nicht sein! So sollte es, so darf es nicht sein! An diesem Ort haben Menschen zu sein, hier hat das Leben zu pulsieren, die Quelle ist doch da: 32 Meter tief in den Fels geschlagen – lebendiges Wasser! Dieser Ort ist Symbol lebendigen, segensreichen und nicht toten Lebens! Die Wege sind doch da: Nach Norden, nach Süden, nach Osten, nach Westen. Das darf doch nicht sein, dass ein Wanderer wie Jesus hier allein sitzt!

Der Evangelist Johannes berichtet nun, wie eine Frau hinzukommt, eine Einheimische, eine Samaritanerin. All das, was ich eben sagte, dass die widersinnige Verlassenheit dieses Ortes für den Evangelisten Johannes auch die genau so widersinnige Verlassenheit symbolisiert, in der wir Menschen stehen können, all das wird nun deutlich an dieser Frau.

Sie kommt zur Mittagszeit – wie schon gesagt: Die anderen aus dem Ort waren schon früh am Morgen am Brunnen, um Wasser zu schöpfen. Aber diese Frau meidet offenbar die Gesellschaft und die Hilfe der anderen, weil sie selbst gemieden wird und niemand ihr helfend zur Hand gehen will. Ich muss etwas Vorgreifen: In der Weitererzählung unseres Predigttextes fragt Jesus sie nach ihrem Mann: „Wo ist er? Hole ihn!“ Und sie antwortet: „Ich habe keinen Mann.“ – „Richtig...“ ,



sagt Jesus da, „... fünf Männer hast Du gehabt und der, den du jetzt hast, der ist gar nicht dein Mann!“ So, liebe Gemeinde, sieht die Einsamkeit dieser Frau aus. Kaum ein Ausleger kommt um die Platitute herum, dass diese Frau, der Jesus am Brunnen begegnet, ihren Lebensdurst mit Männern gestillt habe - vergeblich. Das klingt etwas moralisierend, so, als hätte die Frau sich etwas zu Schulden kommen lassen, und genau das führt uns, wie ich denke, in die falsche Richtung: Denn Jesus wertet das nicht, er stellt einfach nur fest: Fünf Männer. Vielleicht sind zwei gestorben, vielleicht wurde sie von zweien betrogen, vielleicht ist sie vor einem weggerannt. Wir wissen es nicht und darum geht es auch nicht. Aber können wir ihr verdenken, dass sie nun beim sechsten – mit dem sie offenbar einfach nur zusammenlebt – misstrauisch ist? Können wir ihr verdenken, dass sie nach so viel gescheiterten, unerfüllten Beziehungen keine neue Ehe eingegangen ist? Weil sie den Männern misstraut oder auch sich selbst. Für Jesus spielt das keine Rolle im moralischen Sinne. Er fragt nicht: „Wer war schuld?“ Er klagt nicht an: „Da hast du aber auch selbst etwas falsch gemacht!“ Ihm geht es allein darum, die Situation der Frau zu benennen. So sieht die Einsamkeit dieser Frau aus!

Zurück zum Geschehen: Die Frau kommt zum Brunnen und Jesus spricht sie an: „Gib mir Wasser!“, und die Frau antwortet: „Du sprichst mich an? Du, ein Jude? Wo ihr doch keine Gemeinschaft mit uns, den Samaritanern pflegt?“ Wir kommen, liebe Gemeinde, zum Kern. Das ist nun also der Grund, warum dieser Ort so verlassen ist

Die Juden mit ihrem Tempel in Jerusalem meiden das Gebiet Samaria und seine Einwohner. Weil sie dort, auf dem Berg Garizim, einen eigenen Tempel hatten. Der Glaube ist nicht grundlegend anders, aber ein Jude hat eben deshalb keine Gemeinschaft mit einem Samaritaner – „Spiel nicht mit den Schmuttelkindern, sing nicht ihre Lieder“. Und wer wie Jesus und seine Jünger von Jerusalem nach Galiläa reist, der nimmt ein paar Tagesreisen mehr in Kauf, der geht nicht den geographisch direktesten und geraden Weg durch Samaria,

vorbei am Jakobsbrunnen, sondern der macht naserümpfend einen weiten Bogen, steigt beschwerlich hinab ins Jordantal und später wieder beschwerlich von dort hinauf, nur um nicht an einem der Brunnen der Samaritaner rasten zu müssen, mit Samaritanern sprechen oder gar handeln zu müssen. Das, liebe Gemeinde, ist der Grund, warum selbst der Jakobsbrunnen mit seinem Quellwasser in der Mittagshitze einsam und verlassen daliegt anstatt wie in früheren Zeiten bevölkert zu sein von einer bunten Vielzahl Durchreisender und Einheimischer.

Liebe Gemeinde! So war es tatsächlich zu Jesu Zeiten. Es ist die antike Version eines Wirtschaftsboykotts und wir fühlen uns auch erinnert an die Schilder „Kauft nicht bei den Juden!“ Ein Ausleger dieser Geschichte berichtet, dass er in seiner Jugend im Konfirmandenunterricht einen Vers aus der Weitererzählung dieser Geschichte in seiner Bibel hat durchstreichen müssen – schwarz, das niemand mehr sieht, was da stand: „das Heil kommt von den Juden!“ –so sagt es Jesus –weg damit!

Das Besondere an unserer Geschichte nun ist, dass sie eben diese widersinnige, blödsinnige Ausgrenzung der Samaritaner bloßstellt und sie verbindet mit der Isolation und Einsamkeit, mit dem Ausgestoßensein und Gemiedensein, mit dem „Nicht-mehr-im-Leben-Stehen, wie es sein sollte, sein könnte“, das wir auch als einzelne Menschen erleben können, ja tagtäglich erleben – das Beispiel ist die Samaritanerin. Und jeder prüfe sich selbst, wo er beschwerliche Umwege geht, um Menschen, um Situationen, um Themen zu vermeiden. Und jeder kennt die eigenen Verlassenheiten, Einsamkeiten und das eigene Ausgegrenzt- und Gemiedensein.

Die Geschichte hat eine Auflösung, eine gute. Ein Happyend. Jesus und die Samaritanerin kommen ins Gespräch. Sie reden über das Wasser des Jakobsbrunnens, aber es wird kein Schluck von diesem Wasser getrunken. Denn es geht nicht um dieses Wasser, das man trinkt und wonach man wieder Durst bekommt, sondern es geht das Wasser, das einen in Ewigkeit nicht dursten lässt, das Wasser, das Jesus uns gibt und uns



selbst zur Quelle werden lässt: Das Wasser des Glaubens, das Wasser der Gemeinschaft, das Wasser der Überwindung von Grenzen, von Ausgegrenzt-Sein, von Isolierung, von Einsamkeit. Das Wasser der Gemeinschaft, die Jesus der Frau im Gespräch schenkt. Das Wasser der Gemeinschaft, die Jesus uns schenkt. Das Wasser der Gemeinschaft aber auch, die wir weitergeben können. Einsamkeit überwinden – die eigene Einsamkeit und die anderer. Ausgrenzung überwinden – sie benennen, sie ansprechen, ohne sie zu werten.

Ganz am Ende der Geschichte ist es die Samaritanerin selbst, die ihre Einsamkeit, ihr Ausgegrenzt-Sein überwindet: Sie fasst sich ein Herz und geht nach Sychar, dorthin, wo man sie meidet. Das braucht viel Mut. Sie spricht die Einwohner von Sychar an, berichtet ihnen, was sie am Brunnen Jakobs erlebt hat.

Das letzte Bild der Erzählung ist ein hoffnungsvolles und versöhnliches Bild: Die Bewohner Sychars kommen zum Jakobsbrunnen. Der ehemals verlassene Brunnen wird wieder zu einem Ort des Lebens.

Der Jakobsbrunnen wird zum Brunnen der Gemeinschaft.

Liebe Gemeinde!

Auch heute gibt es solche Brunnen.

Wir erleben sie im persönlichen Bereich von Mensch zu Mensch bei Gesprächen mit Freunden oder in der Familie. Menschen, die uns nahe stehen aber auch Menschen, die wir vielleicht nicht so gut kennen, die aber gerade zur rechten Zeit am rechten Ort da sind und Zeit und Offenheit für uns haben.

Auch heute gibt es solche Jakobsbrunnen, Brunnen der Gemeinschaft. Die Idee zu dieser Predigtreihe ergab sich im Zusammenhang mit dem 25-jährigen Jubiläum des Sozialpsychiatrischen Dienstes, der hier in Bayreuth im „Brunnenhaus“ zu Hause ist. Auch das ist so ein Ort, wo Menschen Gemeinschaft finden. Wo Grenzen und Einsamkeit überwunden werden. In Gesprächen, in Gruppen, in



Unternehmungen erleben Menschen Gemeinschaft und finden Halt und Hilfe für den Alltag.

Auch heute gibt es solche Jakobsbrunnen, Brunnen der Gemeinschaft. Die Kollekte im heutigen Gottesdienst z.B. sammeln wir für das Internationale Begegnungszentrum in Bethlehem. Hier geht es um die Gemeinschaft von Kulturen und Religionen.

Ich könnte die Beispiele endlos fortsetzen – die Jakobsbrunnen, die Brunnen der Gemeinschaft sind zahlreich.

Auch das Abendmahl, das wir gleich miteinander feiern wollen, ist so ein Brunnen. Dabei wird ausdrücklich gesagt, dass an Jesu Tisch alle kommen dürfen: „An seinem Tisch wird nicht nach Vorleistungen gefragt, nicht nach unseren Qualitäten, nicht nach Stand, Alter oder Herkunft – und auch nicht nach Konfession und Bekenntnis. An seinem Tisch soll zurückbleiben, was Menschen sonst trennen mag. Hier sollen wir erneut begreifen, dass Christus Grenzen niederreißt.“ Das Abendmahl – ein Brunnen der Gemeinschaft, an dem wir uns erinnern an die Gemeinschaft, die Jesus mit seinen Jüngern und vielen anderen Menschen hatte. Ein Brunnen, an dem wir Vergebung erfahren und Freude erleben können: „An seinem Tisch sind wir eins: Eins in unserer Schuld vor Gott, eins in der Freude über die Vergebung und eins in der Hoffnung auf Gott, der unserem Leben ein gutes Ziel weist.“

Liebe Gemeinde!

Ich wünsche uns, dass wir die Augen offen haben, um sie zu finden in unserem Leben, diese Brunnen der Gemeinschaft, die uns am Puls des Lebens halten oder dahin zurückbringen. Ich wünsche uns, dass wir einen solchen Brunnen auch in unserem Glauben finden – das ist der ewige Brunnen der Gemeinschaft, die Gott uns und allen Menschen schenkt. Und ich wünsche uns, dass wir selbst zum Brunnen werden können.

Amen!



„Kommt, wir wollen wieder zum Herrn; denn er hat uns zerrissen, er wird uns auch heilen, er hat uns geschlagen, er wird uns auch verbinden. Er macht uns lebendig nach zwei Tagen, er wird uns am dritten Tage aufrichten, dass wir von ihm leben werden. Lasst uns darauf Acht haben und danach trachten, den Herrn zu erkennen; denn er wird hervorbrechen wie die schöne Morgenröte und wird zu uns kommen wie ein Regen, wie ein Spätregen, der das Land feuchtet“ (Hosea 6,1-3)

Predigt über Johannes 5,1-9a

Liebe Gemeinde!

Im Norden der Altstadt von Jerusalem gibt es großes Pflegeheim. Kein Luxusheim mit Klimaanlage und separaten Zimmern, sondern ein Heim für arme Menschen. Gebrechliche Alte und behinderte Junge; Blinde, Gehbehinderte, Rollstuhlfahrer, Schwachsinnige und Verwahrloste, Verkrüppelte, vom Leben Gezeichnete.

Nicht alle, die hier wohnen, müssten hier sein, wenn es jemanden gäbe, der sich um sie kümmerte: Ein Familienangehöriger, vielleicht ein Freund. Aber viele von denen, die hier sind, sind allein. Keine Besuche. Keiner, der sich um sie kümmert.

Eines verbindet alle diese Alten und Kranken: Sie alle, die hier sind, sind „hoffnungslose Fälle“. Es ist keine Heilung in Sicht, keine Änderung ihrer Situation. Dieses Pflegeheim ist eine Endstation und es nennt sich „Haus der Gnade“. Das klingt sehr blumig, viel passender erschiene der Name „Haus der letzten Gnadenfrist“ oder „Haus des Gnadenbrotes“.

Wenn ich eben sagte, dass hier die „hoffnungslosen“ Fälle lebten, so ist das falsch. Medizinisch mag das stimmen, aber einen Hoffnungsschimmer gibt es für die Kranken. Im Innenhof des Hauses befindet sich ein großer Teich, dessen Wasser – so sagt man – Wunder wirkt. Es gibt Berichte von Leuten, die das tatsächlich erlebt haben.



Solche Berichte kennen wir ja alle aus der Zeitung oder auch aus Erzählungen: Da ist z.B. eine krebskranke Frau, der behandelnde Arzt gibt ihr nur noch ein paar Wochen, maximal zwei Monate, eine Behandlung kann im besten Falle noch die Schmerzen und Beschwerden lindern. Aber die Frau lebt und lebt, Woche für Woche, Monat für Monat, und bei einer späteren Untersuchung wird unerklärlich, wunderbar festgestellt, dass die Erkrankung die Frau zurückgegangen ist. Wie durch ein Wunder ist sie gesund geworden.

Wir alle kennen solche Berichte. Oft sind sie mit besonderen Menschen verbunden – Wunderheilern – oder auch mit einem festen Ort. Einer Heilquelle etwa wie der wohl bekanntesten ihrer Art in Lourdes. Auch in unserer aufgeklärten Zeit sind solche Orte wie die Quellen von Lourdes Pilgerstätten des modernen Wunderglaubens. Es sind Orte mit besonderer Ausstrahlung. Allein schon da zu sein bedeutet Hoffnung, und Hoffnung ist für viele Kranke schon ein wichtiges Stück Heilung. Denn Hoffnung kuriert die Seele. Und es ist schon ein riesiges Stück Heilung, allein wenn man unter Gleichgesinnten sein kann, zusammen mit anderen Kranken, die natürlich Verständnis haben, weil sie selbst glauben, weil sie selbst hoffen. Allein das ist schon ein Stück Heilung, dass da keiner ist – wie z.B. der eigene Sohn oder die eigene Tochter – die sagen: „Mutter, du bist doch verrückt! Was willst du denn an diesem Ort, bei der Heilquelle? Das ist doch alles Hokusfokus. Der Weg dorthin ist viel zu weit und anstrengend für dich. Und hast du dir auch mal überlegt wie teuer das wird? Oder glaubst du etwa an Wunder?“

„Glaubst du etwa an Wunder?“ Immerhin: In der katholischen Kirche gibt es eine Kommission, die besteht aus renommierten und ernst zu nehmenden Leuten – Wissenschaftlern, Psychologen, Ärzten – die es sich zur Aufgabe gemacht haben, Wunder festzustellen: So ein Wunder – im katholischen Sinn – darf natürlich weder medizinisch noch psychologisch erklärbar sein. Und es wird natürlich genauestens untersucht, ob der oder die Geheilte auch wirklich krank war. Und

meistens sagt die Kommission nach jahrelanger Untersuchung:
„Tut uns leid – das war kein Wunder!“

Von den vielen angeblichen Wundern des heilenden Brunnens im „Haus der Gnade“ im Nordwesten von Jerusalem hat diese Kommission gerade mal ein Wunder anerkannt. Immerhin! Und dieses Wunder trug sich zu einer Zeit zu, in der es die katholische Kirche noch nicht einmal gab, nämlich vor rund 2000 Jahren.

Ich lese den Predigttext Johannes 5,1-9a (Zürcher Übersetzung):

„Darnach war ein Fest der Juden, und Jesus zog hinauf nach Jerusalem. In Jerusalem ist aber am Schaftor ein Teich, der auf hebräisch `Bethesda` genannt wird, mit fünf Hallen. In diesen lag eine Menge von Kranken, Blinden, Lahmen, an Abzehrung Leidenden, die auf die Bewegung des Wassers warteten. Ein Engel stieg nämlich zu gewissen Zeiten in den Teich hinab und bewegte das Wasser. Wer nun nach der Bewegung des Wassers zuerst hineinstieg, der wurde gesund, mit welcher Krankheit er auch behaftet war. Es war aber dort ein Mensch, der 38 Jahre an seiner Krankheit gelitten hatte. Als Jesus diesen daliegen sah und erfuhr, dass er schon lange Zeit (so) zugebracht hatte, sagt er zu ihm: `Willst Du gesund werden?` Der Kranke antwortete ihm: `Herr, ich habe keinen Menschen, der mich in den Teich bringt, wenn das Wasser bewegt wird; während ich aber komme, steigt ein anderer vor mir hinab.` Jesus sagt zu ihm: `Steh auf, hebe dein Bett auf und geh umher!` Und alsbald wurde der Mensch gesund, hob sein Bett auf und ging umher.“

Liebe Gemeinde!

Wie gesagt: Die „Wunderkommission“ der katholischen Kirche hat gar keinen Zweifel: Hier hat ein Wunder stattgefunden! Der Teich von Bethesda ist ein Brunnen der Heilung! Und ich sage es gleich: Ich stimme dem zu! Aber ich möchte fragen: Was macht eigentlich dieses Wunder zum Wunder?

Auf den ersten Blick scheint das ja dem Bericht zu Folge ganz klar zu sein: Da ist ein kranker Mann – 38 Jahre lang krank! – der



gesund wird. Da ist ein besonderer Mann, der wundersam heilen kann, Jesus. Und da ist ein besonderer Ort, eine Heilquelle, ein Brunnen der Heilung – und so nimmt eben der Mann am Ende sein Bett und ist gesund. Das, liebe Gemeinde, kann man nun glauben oder auch nicht...

Es lohnt sich bei dieser Geschichte ein zweiter, genauerer Blick in die Bibel. Und noch einmal die Frage: Was macht eigentlich dieses Wunder zum Wunder? Auf den zweiten Blick zeigt sich, dass das Wunder eigentlich gar nicht so klar und deutlich ist, wie es auf den ersten Blick schien: Die Krankheit dieses Mannes ist nicht bekannt – wir wissen nur, dass er nie rechtzeitig am Wasser war, wenn dieses sich wie von einem Engel berührt bewegt hatte. Man nimmt gemeinhin an, dass dieser Kranke an Lahmheit litt. Ein lahmes Bein, ein Klumpfuß, eine schiefe Hüfte, was auch immer. In jedem Falle ist es aber eine Lahmheit, mit der er sich noch fortbewegen konnte – nur eben nicht so schnell wie die anderen. Und als Jesus diesen Mann fragt „Willst du gesund werden?“, da antwortet der Mann seltsam hintergründig nicht mit „Ja“ oder „Nein“, sondern er sagt: „Herr, ich habe keinen Menschen, der mir hilft! Ich bin allein!“

Liebe Gemeinde! Ich frage mich: Was ist das eigentlich für eine Krankheit, die dieser Mann da hat? Ist es seine Lahmheit – dass er zwar gehen kann, aber immer zu spät ist. Oder ist es seine Einsamkeit – dass da niemand für ihn da ist, der ihm hilft und er sich auch selbst nicht zu helfen weiß? Wir stehen hier vor der klassischen medizinischen Frage, was Ursache ist und was Symptom. Die Geschichte gibt uns auf diese Frage zwar keine wirklich eindeutige Antwort und doch erfahren wir in ihrem Fortgang, wie der Kranke geheilt wird. Jesus sagt zu ihm: „Steh auf, hebe dein Bett auf und geh umher!“ - „Steh auf ...!“ Dieses „Steh auf...!“ ist zweideutig. Ist das eine Zauberformel, die Jesus da spricht? Ähnlich wie er zu der verstorbenen Tochter des Jairus gesagt hat „Talitha kum! – Steh auf!“ und die Tote (!) wurde durch diese Worte auf wundersame Weise wieder zum Leben erweckt und stand tatsächlich auf (vgl. Markus 5,41-42). Ist es also ein solches zauberhaftes Wort der Macht, das Jesus



hier spricht, oder ist es letztlich ein ganz gewöhnliches und in keiner Weise zauberhaftes „Steh auf!“, sondern ein „Steh auf! Warte doch hier nicht länger auf ein Wunder! Steh auf! Nimm dein Bett und humpel davon! Steh auf, hier verschenkst du dein Leben! 38 Jahre, fast eine ganze Lebenszeit – was hättest du in dieser Zeit des vergeblichen Wartens alles tun können! Steh auf, bevor es zu spät ist. Nutze die Tage, die dir noch verbleiben!“?

Liebe Gemeinde!

Wenn ein Mensch 38 Jahre lang vergeblich hofft und sein Leben ungelebt verrinnt, Tag für Tag, Woche für Woche, Jahr für Jahr, dann ist es natürlich ein Wunder, wenn dieser Mensch auf ein Wort eines Jüngeren, Fremden hin sein Lebenskonzept des vergeblichen Wartens aufgibt und aufsteht. Humpelnd vielleicht, aber nun doch sich dem Leben zuwendend und nicht in der vergeblichen Hoffnung verharrend. Das ist ein Wunder, eine wundersame Heilung, von der wir hier hören. Eine Heilung, die sich aber möglicherweise mehr an der Seele und am Denken dieses lahmen Kranken vollzogen hat als an seinem lahmen Bein. Nichtsdestotrotz ist es eine Heilung, ein Wunder. Und es ist keinerlei Zauberei dabei. Für diesen Lahmen liegt die Heilung, das Wunder, darin, dass Jesus ihm den Blick für das Leben neu öffnet: Das Leben, das dieser Kranke verpasst hat und weiterhin verpassen wird, solange er hier an diesem Teich Bethesda, in diesem „Haus der Gnade“ auf ein zauberhaftes Wunder hofft. „Erwarte keine Zauberei, sondern nimm dein Leben in die Hand und geh und öffne deine Augen für dein Leben. Warte nicht auf die vergeblichen Wunder, sondern sieh auf die Wunder deines Lebens! Sieh auf das Wunderbare, das du auch selbst tun kannst – steh auf, nimm dein Bett und geh umher!“.

Liebe Gemeinde!

Wir alle wissen, dass die Wunder des Lebens tief verborgen liegen können. Wir alle wissen, dass es Zeiten und Orte auf dieser Welt gibt, wo das Leben alles andere als wunderbar erscheinen kann und man selbst sich nur hilflos und schwach



fühlt. Das, liebe Gemeinde, ist die tiefere Dimension der Krankheit, von der hier die Rede ist. Eine Dimension, die schwerer wiegt als jedes hinkende Bein.

Und so wird der Ort Bethesda, das „Haus der Gnade“, „des Gnadenbrotes“, „der Gnadenfrist“ zu einem symbolischen Ort, der je nach der Situation, in der wir stehen, ganz unterschiedliche Gesichter haben kann. Der Ort Bethesda ist – ganz nahe liegend – die Krankheit, die uns im Griff hat, die unser Leben bestimmt und uns selbst ängstigt: „Ich habe keine Kraft mehr. Ich gebe auf!“. Der Ort Bethesda ist die Mutlosigkeit, die uns ergreift, wenn wir uns ohnmächtig fühlen, von anderen herumgeschubst und nicht beachtet: „Was soll ich schon tun – ich bin doch nichts wert!“. Der Ort Bethesda ist die Gewöhnung an Dinge, mit denen wir uns abgefunden haben, die wir für normal halten, die aber nicht gut sind. Die uns oder anderen nicht gut tun: „So ist das halt! Was soll man da machen? Das geht eben nicht anders! Das ist schon die beste Lösung so!“ Der Ort Bethesda ist die Gefangenheit, aus der wir uns nicht befreien können: „Ja natürlich, ich spüre diesen wahnsinnigen Druck. Es geht mir nicht gut. Aber mir sind die Hände gefesselt. Ich kann nichts dagegen tun!“ Der Ort Bethesda ist die Angst vor Veränderung. Das kann die eigene Angst sein oder auch die Angst anderer, die alles tun werden, damit sich bloß nichts ändert: „Wo führt das nur hin? Wenn das passiert, wenn sich da etwas ändert, wird das schlimme Folgen haben. Dann wird sich alles verändern, wird alles zusammenbrechen!“ Der Ort Bethesda ist der Pessimismus: „Es kann sowieso nicht klappen. Das hat doch keinen Zweck. Es wird alles nur noch schlimmer.“ Der Ort Bethesda ist die Verzweiflung: „Ich weiß nicht mehr weiter. Ich bin am Ende!“

Der Ort Bethesda ist das System, in dem wir leben und das uns einengt, entmutigt, entmündigt: Wir alle leben, ob wir wollen oder nicht, ob wir das bewusst wahrnehmen und gestalten oder nicht in einer Vielzahl von komplexen Systemen: die Schule, die Arbeit, die Familie, die Freunde, die Nachbarn, die Verpflichtungen, auch die Hoffnungen und Ängste, die wir haben. Unser Leben halt, ein Geflecht unterschiedlichster

Systeme, die uns in unserem Leben tragen und die uns Sicherheit geben. Aber es gibt eben auch Systeme, die uns nicht gut tun, die krank sind, die uns einengen, entmutigen, entmündigen können. Und wenn wir diese Einengung, Entmutigung, Entmündigung spüren, schaffen wir es nicht über den Tellerrand dieses Systems hinaus zu schauen, hinaus zu denken: „Hier kann sich nichts ändern, es sei denn es geschieht ein Wunder!“

Genau so liegt der Kranke in Bethesda auf seinem Bett und wartet auf ein Wunder. Seine Welt sind diese fünf Hallen und weiter nichts. Fast ein ganzes Leben verbringt er dort und er wäre dort auch gestorben, wenn nicht jemand anders, Jesus, von außen ihn gesehen und seine Lage durchschaut hätte: „Was macht der denn hier? Das ist doch kein Ort für ihn. Hier gehört er nicht hin: „Sag, Kranker, willst du eigentlich gesund werden? Was hält dich dann noch hier? Steh auf, nimm dein Bett und geh! Denn die Einsamkeit, über die du klagst, wirst du an diesem Ort nicht überwinden!“

Liebe Gemeinde!

Bevor ich zum Ende komme, noch eine kleine Nebenbemerkung: Ich hatte vorhin schon gesagt, dass dieser Predigttext ein sehr medizinischer Text ist. Wir stehen hier vor der klassischen Frage nach der Unterscheidung von Ursache und Symptom: Die Einsamkeit, das lahme Bein, das „Haus der Gnade“ als die Endstation vergeblicher Hoffnung. Was ist der eigentliche Grund der Krankheit und was bewirkt sie, worin drückt sich diese Krankheit aus? Womit fing alles an und wodurch lässt sich dieser Teufelskreis der Krankheit durchbrechen? Und wie lassen sich die Wirkungen der Krankheit lindern? Der Weg der Heilung, die hier durch Jesus angestoßen wird, ist in bestem Sinne eine Hilfe zur Selbsthilfe: „Steh auf, nimm dein Bett und geh!“ –lass dich nicht mehr von dieser Krankheit, die du fühlst, gefangen nehmen!“ Allein dieser Appell lässt den Lahmen gesunden, so dass er die fünf Pflegehallen in Bethesda verlassen kann. Es ist wohl sehr forsch interpretiert, wenn man hier die Fragen stellt nach stationärer und ambulanter Therapie und Pflege, Patientenbewegung,



Stärkung der Selbsthilfe des Kranken und des Umfeldes. Integration in den Alltag, Durchbrechen der Isolation, die jede Krankheit mit sich bringt.

Liebe Gemeinde!

Ich weiß nicht, ob es im Norden vom Jerusalem, am Schafstor heute noch ein Pflgeheim gibt – „Bethesda“, „das Haus der Gnade“.

Diesen Ort Bethesda gibt es aber. Und zwar überall dort, wo wir selbst erschöpft und krank darnieder liegen. Wo wir mutlos sind, uns an die falschen Dinge gewöhnt haben, wo wir uns gefangen fühlen und jede Veränderung uns mit Angst erfüllt. Der Ort Bethesda ist der Ort unseres pessimistischen Zweifels und unserer Verzweiflung.

Es ist aber kein hoffnungsloser Ort – und genau davon erzählt der heutige Predigttext. Der Ort Bethesda wird hier zu einem Ort und Symbol der Heilung. Des Gesundwerdens. Aus dem Ort des Gnadenbrotes wird ein Ort echter Gnade! Weil mit Jesus hier jemand von außen hinzutritt und das System der falschen Hoffnungen entlarvt.

Steh auf! Nimm dein Bett und geh!

Ich wünsche uns allen, dass wir in unseren Nöten und Bedrängnissen, auf so einen Menschen treffen. Der uns aus unseren falschen Träumen reißt. Der uns auf die Grenzen hinweist, die wir selbst nicht sehen und nicht zu überschreiten bereit sind. Die Zukunft ist ein weites Land!

Ich wünsche uns allen, dass wir in unseren Nöten und Bedrängnissen, auch in uns selbst einen solchen Glauben und eine solche Hoffnung finden, die uns stärken, dass wir unsere Ängste überwinden lernen, dass wir Ermutigung und Stärkung spüren, dass wir uns frei machen können von den Dingen, die uns einschränken und von denen wir uns einschränken lassen, dass wir Hilfe und Trost finden und den Blick nach vorne nicht scheuen müssen.

Das, liebe Gemeinde, ist der Brunnen der Heilung.

Amen!



Und der Herr Zebaoth wird auf diesem Berge allen Völkern ein fettes Mahl machen, ein Mahl von reichem Wein, von Fett, von Mark, von Wein, darin keine Hefe ist. Und er wird auf diesem Berge die Hülle wegnehmen, mit der alle Völker verhüllt sind, und die Decke, mit der alle Heiden zugedeckt sind. Er wird den Tod verschlingen auf ewig. Und Gott der Herr wird die Tränen von allen Angesichtern abwischen und wird aufheben die Schmach seines Volks in allen Landen; denn der Herr hat's gesagt.

Zu der Zeit wird man sagen: „Siehe, das ist unser Gott, auf den wir hofften, dass er uns helfe. Das ist der Herr, auf den wir hofften; lasst uns jubeln und fröhlich sein über sein Heil.“
(Jesaja 26,6-9)

Predigt über Johannes 2,1-11

Liebe Gemeinde!

Was gibt es Schöneres als eine Hochzeit!? Der Tag der Hochzeit ist, so sagt man, „der schönste Tag im Leben einer Frau“. Oder sollte es zumindest sein. Von Männern ist bei dieser Binsenweisheit seltsamerweise keine Rede – soviel zur Gleichberechtigung. Und ich frage jetzt auch lieber bei den anwesenden verheirateten Frauen nicht nach, ob es denn auch wirklich so war: der „schönste Tag“!? Zu oft schon habe ich von Kummer gehört: Schlechtes Wetter, ein fürchterlicher Pfarrer, unpassende und beschämende Spielchen, mit denen die Trauzeugen oder Freunde, die man seit Jahren nicht mehr gesehen hat, meinen, die Hochzeitsgesellschaft unterhalten zu müssen, kalte Suppe und verkohlte Rippchen statt eines Freudenmahles und last not least natürlich ein Alleinunterhalter, der die Hochzeitsgesellschaft mit seiner Musik und seinen zotigen Sprüchen so unausweichlich penetriert, dass auch dem letztem Gast schnell klar ist, warum dieser Alleinunterhalter eben ein Alleinunterhalter ist. Da hilft dann nur noch der Alkohol und wenn selbst der irgendwann „ausg`soffn“ ist – spätestens dann war's nichts mit dem

„schönsten Tag im Leben einer Frau“ – hoffentlich wird die Ehe besser!

Der Evangelist Johannes, liebe Gemeinde, ist ein echter Idealist. Für ihn ist und bleibt die Hochzeit trotz aller Pannen, die es natürlich geben kann, das Schönste, was Frau – und Mann! – hier auf Erden erleben kann. Und von daher ist für ihn die Freude einer solchen Hochzeit auch das passendste Abbild und Zeichen der mit menschlichen Worten eigentlich gar nicht recht zu beschreibenden Freude, die uns alle dereinst im Himmel erwarten wird.

Ich lese den Predigttext aus Johannes 2,1-11, die Hochzeit zu Kana (eigene Übersetzung)

Und am dritten Tag fand eine Hochzeit in Kana in Galiläa statt, und die Mutter Jesu war dort; es war(en) aber auch Jesus zu der Hochzeit eingeladen und seine Jünger.

Und als Wein fehlte, sagt die Mutter Jesu zu ihm: „Sie haben keinen Wein.“ Und Jesus sagt zu ihr: „Was haben wir miteinander zu schaffen, Frau? Meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ Sagt die Mutter zu den Dienern: „Was er euch sagt, tut!“

Es standen aber dort sechs steinerne Wasserkrüge für die Reinigung der Juden, die je zwei bis drei Maß fassten (jeweils etwa 100 Liter). Sagt Jesus zu den Dienern: „Füllt die Wasserkrüge mit Wasser!“ Und sie füllten sie bis an den Rand. Und er sagt zu ihnen: „Schöpft nun und bringt (etwas) dem Festordner!“ Sie aber brachten (es ihm). Als aber der Festordner das zu Wein gewordene Wasser gekostet hatte und nicht wusste, woher es kam – die Diener aber wussten es, da sie das Wasser geschöpft hatten – ruft der Festordner den Bräutigam und sagt zu ihm: „Jeder Mensch setzt zuerst den guten Wein vor und wenn sie trunken sind, den schlechteren; du hast den guten Wein verwahrt bis jetzt.“

Dies tat Jesus als Anfang der Zeichen in Kana in Galiläa und offenbarte seine Herrlichkeit und seine Jünger glaubten an ihn.



Liebe Gemeinde!

Die Früchte des Landes Kanaan erschienen den biblischen Erzählern schon immer besonders reizvoll und groß: Das „Land, in dem Milch und Honig fließen“ (2. Mose 3,8 und öfter), das ist das Land Kanaan. Und die beiden Kundschafter, die Mose nach dem Zug durch Wüste, in das gelobte Land schickte, kamen wieder mit einer Weintraube, die so groß war, dass ein einzelner Mann sie nicht hätte tragen können (vgl. 4. Mose 13f.). Unglaublich! Unglaublich nun also auch die Hochzeiten, die dem Evangelisten Johannes zufolge in diesem Lande, genauer gesagt, in der Stadt Kana, westlich des Sees Genezareth im Galiläa der Heiden, gefeiert wurden. Da geht – die höchste aller Peinlichkeiten! – der Wein aus. Da gibt es Streit zwischen einer Mutter und ihrem Sohn „Was haben wir miteinander zu schaffen, Frau?“, fragt der Sohn – das ist schon starker Tobak. Da werden riesige Wasserkrüge, die zur rituellen Reinigung benötigt werden als einfache Wassergefäße zweckentfremdet – ob man das überhaupt darf? Da geschieht ein großes Wunder, Wasser verwandelt sich in Wein – aber kaum einer nimmt davon überhaupt Notiz. Selbst Johannes, der Erzähler, verliert über dieses Wunder selbst kein einziges Wort, es ist dann halt einfach geschehen: der Festordner kostet von dem „zu Wein gewordenen Wasser“. Und schließlich wagt es da ebendieser Festordner, den Bräutigam anzusprechen: „Was für ein toller Wein - normalerweise nimmt man aber doch erst den guten und dann, wenn alle schon blau sind, den schlechten Wein, hier aber ist es umgekehrt!“ – ist das nun Kritik am Bräutigam oder ist es Lob?

Der Evangelist Johannes schließt seinen Bericht über diese wirklich bemerkenswerte Hochzeit mit der sehr nüchternen Feststellung: Was hier geschehen ist, ist ein Zeichen. Jesus hat sich in seiner Herrlichkeit als Gesandter Gottes, als Sohn Gottes gezeigt. Und die Jünger glaubten an ihn.

Liebe Gemeinde!

Wie lange hat der Evangelist Johannes wohl an seinem Schreibtisch gesessen und die Worte für diesen Bericht sorgsam

abgewogen? Tage und durchwachte Nächte. Diese Geschichte ist nicht einfach so dahinerzählt, es sprudelt nicht atemlos hervor, sondern jedes Wort hat seine Bedeutung, jedes Wort hat bei genauerem Hinschauen einen doppelten Boden. Jedes Wort sagt vordergründig etwas über den Fortgang der Handlung und verweist hintergründig auf andere Dinge. Ein paar Beispiele gefällig? Fangen wir gleich vorne, mit dem ersten Satz an: Und am dritten Tag fand eine Hochzeit in Kana in Galiläa statt, und die Mutter Jesu war dort“ – „Am dritten Tag“ – wer denkt da nicht an Ostern, an die Auferstehung Jesu am dritten Tag? Aus Tod wird Leben! Und war es nicht auch am dritten Tag, dass Gott dem Volk Israel seine Herrlichkeit am Sinai offenbart hat? Erzählungen des dritten Tages gehören zu den ganz großen Erzählungen der Bibel, in denen es um nichts Geringes geht als um die Offenbarung der Herrlichkeit Gottes! Mitten in unserer trüben oder fröhlichen Endlichkeit können wir einen Blick werfen in die süße Freude und den lauten Jubel der Ewigkeit!

Am dritten Tag also fand eine Hochzeit statt. „Bis dass der Tod uns scheidet“ heißt es im bekannten klassischen Trauversprechen. Hier aber meint es mehr: „Bis in alle Ewigkeit“ reicht die Liebe Gottes zu den Menschen. Hochzeit bedeutet hier, wie an vielen anderen Stellen der Bibel nicht einfach nur: Bund der Liebe zwischen Mensch und Mensch, sondern es bedeutet zugleich auch: Ewiger Bund der Liebe zwischen Mensch und Gott – in diesem Horizont erzählt der Evangelist Johannes seine Geschichte.

Gehen wir weiter: Die Hochzeit fand in Kana im heidnischen Galiläa statt und nicht im jüdischen Jerusalem in Judäa. Das ist ein Affront! Die kleine Stadt Kana wird zum Symbol: Der Ort der Herrlichkeit Gottes ist überall, nicht nur am Tempel in Jerusalem. Die Liebe Gottes meint jeden Menschen – nicht nur die Juden.

Und schließlich heißt es dann am Ende des ersten Satzes noch, dass Jesu Mutter an der Hochzeit teilnahm. Auch das hat großes Gewicht. Denn der Evangelist Johannes erwähnt sie

erst wieder als sie unter dem Kreuz steht, kurz bevor Jesus stirbt (vgl. Johannes 19,25). Die Mutter Jesu ein Verweis auf die Erfüllung der Liebe Gottes am Kreuz. Hier wird unser ewiger Ehebund mit Gott endgültig besiegelt.

Liebe Gemeinde!

Ich könnte nun Satz für Satz so fortfahren und die Dielen dieses doppelten Bodens, den Johannes da in mühevoller Kleinarbeit für seine Erzählung gezimmert hat, Stück für Stück anheben und unter mancher Diele werden wir echte Schätze finden, aber den Dielenboden – eben diese Erzählung als Ganzes – hätte ich dann am Ende der Predigt wohl gründlich kaputt gemacht. Deshalb an dieser Stelle nur noch ein paar besonders wichtige „Hervorhebungen“:

Johannes – ich sagte es schon – verliert kein einziges Wort über das Wunder selbst. Es hat fast den Anschein, als sei ihm das nicht wichtig. Man kann wohl vermuten, dass Johannes nicht zuviel Gewicht auf die vordergründige Wundererzählung legen wollte – es ging ihm ja wie gesagt auch um das, was unter den Dielen zu finden ist. Aber eines ist dem Johannes doch ganz wichtig: Dass dieses Wunder tatsächlich auch passiert ist, juristisch nachvollziehbar, unwiderlegbar: Zur Zeit des Johannes brauchte man vor Gericht zwei oder drei Zeugen um eine Rechtssache zu beweisen (vgl. 5. Mose 19,15). Johannes spielt zunächst mit dieser Beweislast, wenn er berichtet, dass jeder der Wasserkrüge zwei bis drei Maß Wasser fasste – mit einem Augenzwinkern sagt Johannes also: Die Krüge selbst sind Zeugen, jeder einzelne (sechs Krüge, das ist die Hälfte der Stämme Israels, das ist schon fast die vollkommene, göttliche Zahl sieben – aber ich schweife schon wieder unter ganz andere Dielenbretter ab). Jeder Krug mit seinen zwei bis drei Maß also ein Zeuge – „Probiert den Wein doch selbst!“. Für den jüdischen Hörer dieser Geschichte wird damit ein Alltagsgegenstand, eben ein solcher Krug zur kultischen Reinigung, Zeugnis des in Christus offenbarten Heils. Viele Ausleger verstehen diese Umwidmung der Reinigungskrüge als Ablösung oder Überbietung. Der alte Bund des rituellen

Gesetzes wird durch den neuen Bund des Heils abgelöst und überboten. In der Praxis der Judenchristen sah es wohl aber anders aus: Jüdische Gesetze wie die rituelle Reinigung wurden auch von Judenchristen weiterhin praktiziert – nur dass die riesigen Wasserkrüge mit ihren 2-3 Maß nun zugleich auch an diese Geschichte des Johannes von der Hochzeit in Kana erinnerten: Damals war in diesen Krügen auch Wein, Die Krüge sind damit Zeugen des Heils, das sich in Christus offenbart hat! Und für uns „Heidenchristen“, die wir die Krüge nicht mehr vor uns stehen haben, benennt Johannes auch noch zwei und mehr andere „echte“ Zeugen – nämlich die Diener, die das „Wein-Wasser“ aus den Krügen schöpfen und den Festordner höchstpersönlich, der als unparteiischer Zeuge – von dem Weinmangel und der Auffüllaktion der Krüge hatte er gar nichts mitbekommen – die Qualität des Weines verbürgt. Das Wunder selbst ist Johannes gar nicht so wichtig, aber was uns – seien wir nun Judenchristen oder Heidenchristen – was uns hier erzählt wird ist wahr! Da gibt es keine Zweifel, keine Einspruchsmöglichkeit, da steckt kein Trick und keine Lüge hinter. Nein, zwei und mehr Zeugen bedeuten Wahrheit! Und wer jetzt bei Wahrheit an H²O und einen wohlmundenden Chardonnay denkt, der beraubt diese Geschichte ihrer tieferen Bedeutung, der macht aus dem Zeichen einen Zauber und aus dem Wein wieder Wasser. Die Wahrheit, von der Johannes spricht, ist eine tiefere Wahrheit. Größer. Umfassender. Einzigartiger. Es ist die Wahrheit unseres Lebens und des Lebens aller Menschen, die für uns und alle Menschen Heil bedeutet, ja Heil ist. Und diese Wahrheit des Johannes heißt: „Gott ist da! Es gibt ihn! Er hat sich uns gezeigt! Er hat seinen Sohn gesandt, der hier auf der Erde für uns gelebt hat! Er ist für uns gestorben! Hat uns geliebt! Gott ist da! Da gibt es keine Zweifel, keine Einspruchsmöglichkeit, da steckt kein Trick und keine Lüge hinter!“, sagt Johannes, „Gott liebt uns! Ja, Gott ist die Liebe! Gott ist die Wahrheit! Gott ist das wahre Brot des Lebens! Mit all dem anderen Brot können wir uns nur fett fressen. Er ist das Licht der Welt, er ist der gute Hirte, er ist die Auferstehung und das Leben, Gott ist der wahre Weinstock.“



Das, liebe Gemeinde, sind alles bekannte Sätze aus dem Johannesevangelium. Sätze, die Jesus, der Gesandte Gottes, der Sohn Gottes, über sich selbst sagt. Und eben das ist die Wahrheit, von der der Evangelist Johannes Zeugnis gibt: Gott ist die Liebe, Gott ist das Brot des Lebens, Gott die Wahrheit, das Licht, die Auferstehung und das Leben.

Nun sind das – natürlich – „nur“ Glaubenssätze. Man kann, ja man muss fragen: Erkenne ich diese Wahrheit für mein Leben an oder nicht? Glaube ich vielleicht an andere Wahrheiten und Mächte? Ist mir diese Wahrheit, um die es Johannes geht, überhaupt bekannt?

Johannes weiß um diese Anfragen, diese Zweifel, und hat sie in seine programmatische Hochzeitsgeschichte mit eingebaut. Hören Sie mal hin: Da ist am Ende der Geschichte gesagt, dass seine Jünger, nachdem sie alles mitangesehen und miterlebt hatten, an ihn, an Jesus glauben und ihm nachfolgen (Joh 2,12). Was aber ist mit all den anderen? Darüber können wir nur spekulieren. Da gibt es welche wie die Diener, die werden sich fragen: „Was war das? Ein Trick? Oder ein Wunder? Oder mehr?“ Da gibt es den Festordner, der zwar von diesem „Wunder“ nichts mitbekommen hat, der aber trotzdem merkt: „Bei diesem Wein stimmt etwas nicht. Der ist zu gut!“ Ist der Spürsinn des Festordners nun so gut, dass er in diesem besonderen Wein den Geschmack der himmlischen Freude herauschmeckt, oder freut er sich einfach über einen besonders gelungenen Jahrgang? Und da ist Maria, die Mutter Jesu. Sie ist etwas voreilig. Sie will unbedingt glauben. Meint schon genau zu wissen, was passiert. Fordert das Heil ein und wird am Ende des Johannesevangeliums dann sehen, dass das Heil Gottes ganz andere Wege nimmt, als die, die wir Menschen erwarten oder erhoffen. Das Heil Gottes ist nicht einfach gleichzusetzen mit dem Glück oder Unglück, das wir in unserem Leben erfahren. Da ist der Bräutigam, der vom Speisemeister auf den so spät servierten guten Wein angesprochen wird – geht er diesem Hinweis nach oder hat er am Tage seiner Hochzeit ganz andere Sorgen? Und dann wäre



da natürlich noch die Braut – kein Wort des Evangelisten über sie. Und die Gäste. Was mögen sie gesehen und erlebt haben? Was werden sie am nächsten Tag über diese Hochzeit erzählen? War es eine gelungene Hochzeit oder ist sie misslungen?

Johannes weiß um die Anfragen und Zweifel, um die vielen individuellen Möglichkeiten an Gott zu glauben und ihm nachzufolgen – oder auch nicht. Jede in dieser Geschichte genannte Person – und auch die nicht genannten – steht als Beispiel unseres Glaubens: Wie gehen wir mit der Offenbarung Gottes auf dieser Welt um? Sehen wir die Zeichen und erkennen sie oder deuten wir sie falsch? Bekommen wir überhaupt etwas mit oder sind wir zu beschäftigt? Sind wir hoffnungs- und erwartungsfroh auf der Suche, aber suchen wir womöglich am falschen Ort? Hoffen wir auf die falschen Dinge? Wer sind wir bei dieser Hochzeit? Was hätten wir am nächsten Tag von dieser Hochzeit berichtet? „Eine schöne Braut, aber schlechte Musik!“, „Gute Stimmung, aber irgendwann ging der Wein aus!“ Oder hätten wir gesagt: „So muss eine Hochzeit sein, vorzüglicher Wein.“ oder „Guter Wein, Wasser statt Wein,

Der Evangelist Johannes selbst ist und bleibt in alledem ein Idealist: Er weiß wohl, dass manche Gäste diese Hochzeit vielleicht eher fad und gewöhnlich fanden. Immerhin gab es ja auch reichlich Probleme mit dem Wein. Und schließlich: Hochzeitsmuffel gibt es überall. Und doch ist für ihn das Fest der Hochzeit das passendste Bild von der Freude, die uns alle dereinst im Himmel erwarten wird. Wie gesagt: Er ist und bleibt ein Idealist!

Ich komme zum Schluss. Wir haben in den vergangenen Wochen Brunnengeschichten gehört:

Wir haben gehört vom „Brunnen der Vergangenheit“, die Geschichte von Joseph und seinen Brüdern. Das Hineingeworfenwerden und vielleicht ja auch das bewusste Hinabsteigen in diesen Brunnen ist gefährlich: Die eigenen



Lebenstiefen, die Tiefen der Vergangenheit, auszuloten, verändert das Leben nachhaltig. Wer aus diesem Brunnen wieder emporsteigt, ist nicht mehr derselbe. Aber das ist auch eine Chance!

Wir haben gehört vom „Brunnen des Lebens“, den Mose mitten in der Wüste entdeckte. Viele Menschen stehen in ihrer Lebenswüste direkt vor diesem Brunnen und sehen ihn doch nicht. Gibt es hier eine „Quelle“ oder ist hier „Nichts“?

Der „Brunnen der Gemeinschaft“ – jetzt sind wir schon beim Evangelisten Johannes, bei Jesus und der Samaritanerin – das ist der Ort, an dem Menschen ihre Vorurteile und Ängste überwinden, einander offen und helfend entgegenkommen und in der Gemeinschaft einen wichtigen Halt, eine wichtige Quelle für ihr Leben finden. Einsamkeit, Ausgrenzung und Isolation hindern das Leben!

Der „Brunnen der Heilung“ schließlich, das „Haus der Gnade“, der Ort Bethesda. An diesem Ort sind wir gerufen, von einem anderen Menschen oder auch aus uns selbst heraus, aus unserem Glauben heraus, unsere gewohnten Lebenswege und Lebenskonzepte zu überdenken – Heilung bedeutet hier, von den vergeblichen Hoffnungen und den in die Irre führenden Wegen abzulassen.

Heute also der „Brunnen des Heils“. Es ist, liebe Gemeinde, ein anderer Brunnen als die Brunnen der vergangenen Wochen. Ein tieferer Brunnen oder vielleicht sollte man besser sagen: ein „höherer“ Brunnen. Denn der Wein, der aus den Wasserkrügen in Kana geschöpft wird, ist der Wein zukünftigen Heils, von dem wir jetzt und hier wohl auch schon an manchem der anderen Brunnen einen Abglanz sehen können, von dem wir aber eben – so wie es Johannes tut – dann doch nur in Bildern, Vergleichen, Gleichnissen, „zeichen“haft sprechen können. Gleichwohl können wir schon jetzt und hier Orientierung und Trost, Ermutigung und Stärkung erfahren. Der Wein von Kana ist ein richtig guter Tropfen. Es ist der Tropfen der Hoffnung und



der Vorfreude, die uns im Glauben an Jesus Christus geschenkt ist.

Und eine allerletzte Diele will ich zur Hochzeit von Kana noch anheben. Es wird erzählt, dass der Kirchenvater Hieronymus einst von einem mathematisch begabten Spötter gefragt wurde, ob denn die Hochzeitsgesellschaft diese enorme Menge des Weines – immerhin rund 600 Liter! – auch ausgetrunken habe und wie denn dann um den weiteren Verlauf der Hochzeit bestellt gewesen sei. „Nein“, soll der ehrwürdige Kirchenvater geantwortet haben, „ausgetrunken wurde der Wein nicht. Wir trinken alle noch immer davon!“

Amen!

